

der Stube liegende Straß. Durch rasche Hilfe der Hausbewohner und Nachbarn wurde ein Brandunglück aber rechtzeitig verhütet.

— Dresden, 31. Dezember. Bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Georg, der vorgestern unter Erscheinung heftiger Darmkolik erkrankte, ist gestern Steigerung der Beschwerde eingetreten. Es bestehen Symptome, die das Vorhandensein einer inneren Einklemmung wahrscheinlich machen. Das heutige Bulletin ist von 3 Ärzten unterschrieben.

— Dresden, 1. Januar. Se. Königl. Hoheit Prinz Georg hat eine gute Nacht gehabt. Heute Morgen befindet sich der hohe Kranke schmerz- und fieberfrei und ist zu hoffen, daß die Besserung weitere Fortschritte machen werde. Die Leipziger Ärzte sind abgereist.

— Dresden. Daß die Dresdner Gesindemärkte jährlich mehr an Bedeutung verlieren und in nicht zu langer Zeit wahrscheinlich ganz aufhören werden, zeigte der heurige, welcher Freitag früh im Ballhause auf der Bauernerstraße begonnen hat und am 2. d. in Helbig's Etablissement seinen Abschluß finden wird. Während in früheren Jahren wiederholt vier- bis sechshundert dienstsuchende Knechte und 60 bis 90 Mägde sich schon am ersten Markttag eingefunden hatten, waren diesmal bis jetzt nur wenig über hundert männliche und bis Vormittags 11 Uhr gar nur drei weibliche Diensthöfen gekommen. Trotz dieses verhältnismäßig sehr schwachen Angebots schienen jedoch die aus den vorwiegend aderbautreibenden Gegenden der Kreishauptmannschaft Dresden erschienenen Landwirthe nicht gewillt, die seitherigen hohen Löhne auch ferner zuzulassen.

— In der Mittwoch-Nacht wurde in Leipzig in äußerst frecher Weise in die Wohnung und in die Geschäftsräume eines Destillateurs in der Blücherstraße eingebrochen. Wie kühn die Einbrecher dabei vorgegangen sind, erhellt daraus, daß dieselben, um in die Schlafstube des Destillateurs zu gelangen, mehrere fest verschlossene Thüren aufwuchten mußten. In der Schlafstube nahmen sie aus den neben dem Bett auf einem Stuhle liegenden Hosen des Besitzers die Schlüssel zum Sekretär, öffneten diesen und entwendeten aus demselben ca. 2000 Mk. Das Geld bestand aus 14 Einhundertmarknoten der Reichsbank, 300 Mark in Silber, 100 Mark in Gold etc. Es fehlt noch jede Spur über die Persönlichkeit der Einbrecher.

— Eine Anzahl Mitglieder des Militärvereins in Siebenlehn veröffentlichten wegen der Ausschließung ihres Vereins aus Sachsens Militärvereinsbund eine geharnischte Erklärung, in welcher u. A. gesagt wird, daß dem Verein bei Zustellung des Ausschließungsbeschlusses seitens der Bundesvertretung nicht bekannt gegeben worden sei, daß die Ausstoßung sozialdemokratische Umtriebe zur Ursache gehabt hätte. Der Verein würde sich entschieden beim Bundespräsidium dagegen gewährt haben, wie er sich auch neuerdings nach den Gründen, welche die Ausschließung veranlaßt hätten, erkundigt habe und in dem Falle, daß das Präsidium die Gründe zu nennen sich weigern würde, gerichtliche Klage erheben wolle. Die Herausgabe der Vereinsfahne wurde verweigert und zur Bildung eines neuen Militärvereins mit neuen Vorstandsmitgliedern geschritten.

— Strehla. Ein Lehrer in der hiesigen Gegend hatte sich beim Korrigiren von Heften mit der tintengefüllten Feder gestochen. Die Verletzung schien unbedeutend, hatte aber die traurigsten Folgen. Es trat eine Blutvergiftung ein, die bald den ganzen Arm ergriff, so daß der Lehrer schon 12 Stunden nach seiner Aufnahme im Krankenhaus verstarb.

— Weipert. Ein Schlittengespann mit zwei Weiperter Fabrikanten wurde am 27. Dezember in Neugeschrei beim "Matrosen" von drei Kerlen angefallen und über die dort steile Straßenböschung geschoben, so daß der Schlitten umfiel und die Pferde stürzten. Der Kutscher erlitt eine starke Beschädigung und mußte nach Hause gefahren werden. Die beiden Fabrikanten kamen mit dem Schrecken davon. Außerdem wurde auch der Schlitten sehr beschädigt. Man nimmt an, daß nur ein Akt großer Rohheit vorliegt, da eine Beraubung oder ein sonstiger Rauehalt ausgeschlossen zu sein scheint. Es sind bereits zwei der That verdächtige Burschen von der Gendarmarie verhaftet worden.

Aus vergangener Zeit — für unsere Zeit.

2. Januar. (Nachdruck verboten.)

Am 2. Januar 1814 zogen die Russen über den Rhein, nachdem ihnen die Preußen unter Blücher bereits am Tage vorher voraus gezogen waren. Damals zogen die Russen gegen die Franzosen und dem Umstande, daß sie Verbündete Preußens gegen Napoleon waren, hatten sie es zu danken, daß sie den Rhein zu sehen bekamen. Heute ist von den Franzosen jene Zeit bekanntlich vergessen und sie sonnen sich in der Guld des ihnen an Gefinnung, Wesen und Art im Grunde entgegengelegten Volkes; vielleicht auch, daß die Russen wieder einmal den Rhein zu überschreiten hoffen, aber von der andern Seite aus und wenn der deutsche Strom französische Kanonenboote trägt. Kann solche Zeit jemals kommen? Niemals, wenigstens so lange nicht, als es noch deutsche Männer giebt, die zwar friedlicher Natur, aber fürchtbar dann, wenn es gilt, des Vaterlandes Ehre und Freiheit zu schützen, sei es gegen Feinde von Osten oder Westen. Und deshalb werden russische Heere den deutschen Rhein nie wieder zu schauen bekommen.

8. Januar. Der napoleonische Krieg, den Napoleon I. entfesselte, war auch nicht ohne Wirkung auf die außereuropäischen Länder, namentlich auf die mit Europa in Verbindung stehenden und von einzelnen Völkern abhängigen Kolonien. So ermöglichten die europäischen Wirren und speziell das Vorgehen Napoleons es den Engländern, sich am 3. Januar 1806 in den Besitz des Raps der guten Hoffnung zu setzen. Die Engländer, die bekanntlich einen fetten Biß nicht so bald fahren lassen, wußten auch auf dem Wiener Kongreß die endgiltige Besitzergreifung der holländischen Kolonie durchzusetzen und sind bis heute im Besitze des Rapslandes geblieben. Von jener Zeit an schreibt sich der eigentlich beständige, mindestens von Zeit zu Zeit immer wieder sich erneuernde Kampf des holländischen Elementes, der Boeren, gegen die Engländer. Es schreibt sich aber auch von jener Besitzergreifung Englands an die am Rapslande zunehmende Kultur, die z. B. in den fast 3000 Kilometer langen Eisenbahnen ihren Ausdruck findet.

4. Januar. Am 4. Januar 1809 erhielt der preussische Minister vom Stein von König Friedrich Wilhelm III. die im Dezember des Vorjahres erbetene Entlassung. Die Geschichte dieser Entlassung ist noch in einiges Dunkel gehüllt, namentlich bleibt es unaufgeklärt, ob der König in Stein wirklich einen Verchwörer erblickte, den er selbst möglicherweise zu fürchten hatte, ob er also wirklich den Zusäuerungen, die Stein herabsetzte, Gehör geschenkt hat, oder ob er nur der Noth und dem Despotismus des torrischen Eroberers nachgebend, schweren Herzens die Entlassung gab. Napoleon allerdings erkannte in Stein sehr richtig seinen gefährlichsten Feind; denn in einer Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, der Kleingläubigkeit und Muthlosigkeit, arbeitete Stein bereits an dem Befreiungswerke.

Sein Schilderhaus.

Eine kleine Sylvestergeschichte von Eugen Rahden.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Natürlich fragte der Papa auf dem gemeinsamen Wege nach seinem Jungen und erfuhr denn auch, daß es demselben recht gut gehe und als der Soldat nun merkte, daß er den Vater des guten Kameraden Grüterich, der stets noch Etwas in die Suppe zu brocken hatte, wenn schon überall Schmalhans Küchenmeister war, vor sich habe, da behandelte er den Mann, eingedenk dessen, was noch am Abend abfallen dürfte, mit besonderer Hochachtung. Nicht unbekannt war es der Ordonnanz, daß Wilhelm wohl hie und da geäußert hatte, nun müsse er, um wieder einmal zu „Moos“ zu kommen, dem Alten einen Rettig reiben. „Kein Wunder wenn er als guter Kamerad nun mit seinen Antworten auf des Vaters viele Fragen recht behutsam war, um jedenfalls nichts zu verderben. Soweit ging auch Alles gut, selbst die verhänglichen Fragen nach „Wilhelms Bett, des Jungen Wanderschrank, des Jungen Gewehr“ und dergl. waren glücklich vorüber gegangen, da kam die Frage: „Nun, und hat der Junge auch ein anständiges Schilderhaus.“ Das war nun eine etwas knifflische Frage, da jedoch eine Ordonnanz stets zu den besten Köpfen gehört, meinte der freundliche Begleiter in etwas gehobtem Tone: „Nun ja, ein Schilderhaus, es ist eben je nachdem.“ „Na ich denke, für 20 Thaler muß man doch schon ein sehr anständiges Schilderhaus haben können“, meinte Herr Friedrich Diederich. „Nun, natürlich, gewiß, das meine ich auch“, so suchte die Ordonnanz zu laviren, um der Sache auf den Grund zu kommen. „Der Junge wird doch nicht etwa von den 20 Thalern, die ich ihm geschickt habe, einen Theil in die Tasche gesteckt und ein altes Schilderhaus gekauft haben“, brummte der Alte. „3, wo wird er denn“, bekräftigte die Ordonnanz; der gute Kamerad wußte noch immer nicht, was Kamerad Grüterich eigentlich mit dem Schilderhaus seinem verehrten Papa vorgeklunkert hatte. Zum Glück schaffte der redselige Alte bald Klarheit, indem er meinte, daß es doch eigentlich viel verlangt sei, wenn jeder Soldat sein eigenes Schilderhaus haben müsse. „Koslosal unverschämt“, plägte jetzt die Ordonnanz heraus, der jetzt die Situation klar geworden und sie meinte natürlich den Varen, den Kamerad Wilhelm dem lieben Papa aufgebunden. „Na so arg ist es zwar nicht“, begütigte Papa Grüterich, „aber freilich für die ärmeren Soldaten muß es oft schwer sein, ihr Schilderhaus sich anzuschaffen.“ „Ja, ja“ machte nachdenklich die Ordonnanz. „Was hat denn Ihr Schilderhaus gekostet?“ fragte der witzbegierige Herr Friedrich Diederich. „Ich, ich habe gar keines.“ stotterte der Gefragte. „Ja, wie machen Sie es denn, wenn —“ fragte der Alte weiter, aber die Ordonnanz fiel ihm schon ins Wort: „Wenn ich eines brauche, so borge ich mir's.“ „Aha“, machte der Alte und die Sache leuchtete ihm ein.

Die Weiben waren inzwischen durch die Stadt hindurch auf einen großen Platz gekommen, auf dem ein stattliches Gebäude stand. Es war die Kavalleriekaserne, vor der die Wache auf und ab spazierte. Und siehe da, es stand da auch ein Schilderhaus und solches hatte Herr Friedrich Diederich im Nu erblickt. Da war ja die beste Gelegenheit, seine Witzbegierde zu befriedigen und flugs stand er neben dem Schilderhaus, dasselbe flüchtig betrachtend. Dann wendete er sich an die bis an das Häuschen gekommene Wache: „Was kostet dieses Schilderhaus?“ Der Soldat warf dem Alten einen Seitenblick zu und spazierte weiter. Bergedlich winkte die Ordonnanz dem allzu Witzbegierigen zu, mit zu kommen. Als die Wache wieder bis zu dem Häuschen gekommen war, wiederholte Papa Grüterich die Frage. „Döskopp“, schnauzte der Soldat den Alten an und jetzt hielt es dieser denn doch für gerathen, der Ordonnanz

zu folgen, die Meise machte, allein weiter zu gehen. „Wird wohl wahrscheinlich ein geborgtes Schilderhaus sein und der Mann wird nicht wissen, was es kostet“, meinte unterwegs der also Abgeblöhte.

Ziemlich weit draußen in der Vorstadt lag die Infanteriekaserne. Sie war ein langgestrecktes Gebäude, an dessen Kopffseite sich eine Schildwache als Posten befand, während die Kasernenwache an der Breitseite war, jedoch so, daß man von der einen zur anderen Seite nicht sehen konnte. Als die beiden Männer in die Nähe der Kaserne kamen, meinte die Ordonnanz, sie seien nun zur Stelle und vorbei an dem einsamen Posten wollte der Soldat um die Ecke des Gebäudes nach dem Hauptportal der Kaserne schreiten. Aber schon hatte Herr Grüterich das Schilderhaus erpäht und breitpurig pflanzte er sich vor demselben auf. „Ein ganz hübsches Schilderhaus“ redete er den auf und ab gehenden Posten an. Dieser hatte nicht übel Lust, den Mann näher ins Auge zu fassen, allein schon stand die Ordonnanz hinter ihm und machte dem Soldaten Zeichen, nach dem Kopfe deutend. Also setzte der Soldat seinen Weg fort und sagte nur zu dem Kameraden im Vorbeigehen: „Bring' doch den verrückten Kerl fort.“ Herr Friedrich Diederich war viel zu sehr vertieft in das Schilderhaus, als daß er das merkte. „Sie, Herr Soldat“, redete er den wieder zurückkommenden Posten an, „ist das Ihr Schilderhaus?“ Wieder winkte die Ordonnanz und gutmüthig sagte der Soldat: „Ja wohl!“ „Was kostet es?“ fragte der Unermüdlige weiter. „Zehn Thaler“, antwortete der Soldat, den die Sache zu amüsiren schien. „Ist nicht theuer“, meinte der Alte, „aber das Schilderhaus meines Wilhelm kostet zwanzig Thaler, das muß ja ganz was Feines sein.“ Der Soldat machte ob solcher Rede große Augen, aber da die Ordonnanz wieder an die Stirn tippte, sagte der Soldat nichts weiter. „Wie bringen Sie denn aber Ihr Schilderhaus wieder weg?“ fragte der witzbegierige Papa Grüterich. „Das nimmt man auf den Rücken und trägt es in die Kaserne“, lautete des Soldaten Antwort. „Se, so“, war des Alten Widerrede, „haben Sie auch schon meines Wilhelms Schilderhaus gesehen?“ „Natürlich.“ „Ist es schöner, als dies hier?“ Selbstverständlich, viel feiner.“ „Ist es auch schön bemalt?“ „Döskopp“ schallte es jetzt wieder dem Alten entgegen und die Ordonnanz zog ihn fort. „Ziemlich grob die Leute hier“, meinte Papa Grüterich, „und immer gleich mit Döskopp bei der Hand.“

Ohne weitere Fährlichkeiten gelang es der Ordonnanz endlich, Herrn Friedrich Diederich Grüterich auf die „Stube“ zu bringen, die in der Kaserne sein hoffnungsvoller Sprößling mit mehreren Kameraden theilte. Die freundliche Ordonnanz glaubte dem Kameraden Wilhelm keinen besseren Dienst erweisen zu können, als daß sie ihn so schleunigst als möglich zur Stelle zu schaffen suchte. Also machte sich der gute Kamerad auf die Suche, Papa Grüterich vorläufig den Stubengenossen Freund Wilhelms überlassend. Bevor dieser vorsorgliche Kamerad jedoch fortging, suchte er in Kürze, so gut es ging, die Kameraden auf der Stube über die Situation aufzuklären; indeß wurde diesen die Sache nichts weniger als klar, nur soviel hatten sie kapirt, daß sie dem Alten thunlichst viel zugeben und möglichst zu Allem „Ja“ sagen sollten.

So viel Glück nun Wilhelm bisher gehabt hatte, seinem Verhängniß sollte er doch nicht entgehen. Die Ordonnanz war die Treppen herabgeeilt, hoffend, Wilhelm sehr rasch zu finden; denn dieser hatte heute Wachtdienst und zwar in der Kasernenwache, also mußte er ja in nächster Nähe sein. Wer aber nicht zu finden war, das war Wilhelm. Im Vertrauen auf gute Kameradschaft, gutes Glück und darauf, daß es am Sylvesterabend wohl nicht so genau genommen werden würde, hatte sich Wilhelm einen Extraurlaub bewilligt. Bis gegen 11 Uhr Abends war kaum etwas zu befürchten und um diese Zeit mußte Wilhelm unbedingt da sein, weil er die Ablösung zu führen hatte. Die Ordonnanz machte sich auf den Weg, den Kameraden irgendwo aufzujagen, aber es war alle Mühe vergebens. Wilhelmchen hatte sich ein fein Liebchen angeschafft, bei dem er augenblicklich weilte und in dieser Beziehung war er sehr verschwiegen. So kam es denn, daß Wilhelm wirklich erst gegen 11 Uhr angeeilt kam und ihm die Ordonnanz, der treue Kamerad, keine ausführlichen Mittheilungen machen konnte.

Es war inzwischen gegen 9 Uhr geworden und man hatte sich oben in Wilhelms Stube die Zeit recht gut vertrieben. Der Alte ließ sich nicht lumpen; er hatte aus der Kantine herbeischaffen lassen an Speis und Trank, was das Herz begehrte und Wilhelms Kameraden hatten sich nicht bitten lassen, zuzulangen. Das Gespräch war noch so über allerlei Klippen glücklich hinweggeglitten, obschon gar viele Steine des Anstoßes da gewesen waren. Wilhelms Kameraden waren gewedete Jungen und so hatte der Alte wohl Wilhelms „Eigentümlichkeiten“ etwas theuer gefunden, namentlich das „eigene Bett“, allein er hatte sich beruhigt und noch war in seiner unschuldigen Seele kein Verdacht aufgestiegen. Schließlich war er aber doch wieder auf „Wilhelms Schilderhaus“ gekommen. Ob dieses „unverschämten